

Gedanken am Bildschirm

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Zoom : illustrierte Halbmonatsschrift für Film, Radio und Fernsehen**

Band (Jahr): **24 (1972)**

Heft 12

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Angereichert ist diese Geschichte mit allerhand Figuren aus dem Café Odeon, zu denen auch Gestalten des «Zürcher Milieus» gehören, darunter die Gestalt eines Kellners, die dem verstorbenen Emil Hegetschweiler auf den Leib geschneidert wurde. Nicht ganz so gut wurden die andern Rollen den Darstellern angepasst, und auch die Atmosphäre des berühmten Cafés ist nicht immer ganz treffsicher eingefangen.

3. Juli, 21.00 Uhr, ZDF

Riot in Cell Block 11

Don Siegel (Jahrgang 1912) gilt als einer der bedeutendsten amerikanischen Ac-

tion-Film-Regisseure. Sein 1953 entstandener Film «Riot in Cell Block 11» («Terror in Block 11») zeichnet sich durch eine harte, realistisch-nüchterne Darstellung sowohl der Gefangenenwelt als auch ihres Gegenpols, der Wächter und der verantwortlichen staatlichen Stellen, aus. Der Film gewinnt an Authentizität, weil in ihm weitgehend unbekannte Darsteller auftreten. Im übrigen besitzt er einen biographischen Hintergrund. Der Produzent des Films, Walter Wanger, hatte, bevor er diesen Film herstellte, selbst eine viermonatige Haftstrafe unter Schwerverbrechern verbüsst. Don Siegel hat unlängst in einer Vorlesung an der Filmfakultät des Dartmouth College darüber berichtet, wie stark persönliche Erlebnisse des Produzenten in diesen Film eingeflossen sind.

GEDANKEN AM BILDSCHIRM

Grenzenlose Hampelmänner

Zum «Spiel ohne Grenzen»

Es gibt eine Komik, deren Wirkung darauf beruht, dass Menschen in eine für sie verzweifelte Situation kommen. Der Effekt ist psychologisch einfach zu erklären: Es freut sich erstens, wer auf dem Trockenen sitzt, über seine gute Lage um so mehr, wenn er einen sieht, der ins Wasser gefallen ist; zweitens aber sehen Menschen in vielen Fällen der Bedrängnis auch wirklich komisch aus. Sie entfalten eine ungeheure Aktivität, rappeln sich aus den unmöglichsten Lebenslagen wieder auf und wirken dabei dennoch hilflos. Wir kennen diese Form der Komik in sublimierter und oftmals verfremdeter Form aus guten Clown-Nummern im Zirkus oder aus den Filmen der grossen Stummfilmkomiker. An beiden Orten hat diese Komik eine tiefere Moral. Sie wird zum Lehrstück oder führt zu bestimmten Erkenntnissen.

Genau dieser Komik – allerdings ohne den geringsten Versuch, sie zu sublimieren oder zu verfremden – bedienen sich die Organisatoren jener internationalen Städteturniere, die im Sommer alle zwei Wochen zur Unterhaltung über den Bildschirm flimmern und den verheissungsvollen Titel «Spiel ohne Grenzen» tragen. Sieben Städtemannschaften aus sieben Nationen messen sich dabei in Spielen, die darauf angelegt sind, nach aussen hin als sportliche Geschicklichkeits- und Glücksspiele zu wirken, in Wirklichkeit

aber eben möglichst viele Situationen provozieren sollen, in denen der erwähnte komische Effekt erzielt wird. Seifenschaum, Schmierseife, Wackelstege, die über Wasser führen, schwankende Klettergerüste und ähnliche seltsame Requisiten leisten dabei wirkungsvolle Hilfe. Der Zuschauer zu Hause darf sich daran freuen, wie Velofahrer ins Wasser stürzen, Mädchen im Seifenschaum schier ersticken und zappelnde Burschen hilflos versuchen, eine Schmierseifen-Rutschbahn zu erklimmen. Die Kommentatoren unterstützen dabei das Bild mit der Bekanntgabe pikanter Details, etwa indem sie feststellen, dass das Wasser, in das eben ein Bikini-Girl gestürzt ist, infolge des bereits 14 Tage dauernden Schlechtwettereinbruchs geradezu unerträglich kalt sei: Grund genug, dass sich der TV-Zuschauer tiefer in den Sessel kuscheln und einen Schluck wärmenden Whisky genehmigen darf.

Regie in dieser Angelegenheit führt Meister Zufall, und er macht seine Sache wahrlich gut: Wer in welchem Spiel mitkämpft – so will es das Reglement –, hängt nicht von der besonderen Neigung oder Geschicklichkeit eines Mannschaftsmitgliedes ab, sondern wird durch das Los entschieden: So sieht man denn etwa einen kräftigen 120-kg-Mann sich durch eine enge Röhre quetschen oder einen etwas klein geratenen Amateursportler verzweifelt nach Gegenständen hüpfen, die in 2,6 m über dem Erdboden baumeln. Kameramänner sind Leute, mit einem sicheren Riecher für das interessante Bild und liefern – unterstützt von

geschmackssicheren Regisseuren am Regiepult – die verzweifelt sich quetschenden und hüpfenden Konkurrenten ins traute Heim. Dass nicht der Erste des Wettbewerbs, sondern der Letzte, der am meisten vom Missgeschick Betroffene, am längsten im Bilde festgehalten wird, liegt in der Natur der Sache. Eine wahrhaft «glückliche» Hand hatte jüngst vor allem jener Mann am Regiepult, der einen Konkurrenten, der in einer Plexiglasröhre wie ein Fisch auf dem Trockenen verzweifelt nach Luft japste, sekundenlang genüsslich und in Grossaufnahme in die guten Stuben zauberte.

Hier, meine ich, hören Spiel, Spass und Komik auf. Hier ist nur noch Peinlichkeit. Da werden die Wettkämpfer am Bildschirm und damit in aller Öffentlichkeit zu grenzenlosen Hampelmännern gemacht, die da jucken und hüpfen, springen und purzeln, ins Wasser fallen und sich in Schmierseife wälzen. Unterstützt wird das alles noch durch die Verkleidung, die man ihnen verpasst: Narrenkappen sind es, die nicht deutlicher machen könnten, was mit dieser Art von Spiel – wahrscheinlich ohne dass einer der Verantwortlichen es merkt – erreicht wird: die Entwürdigung des Menschen. Die ganze Sache ist so fragwürdig, weil sie an dieselben Instinkte appelliert wie ein Frauen-Catchkampf in einem Schlammbecken. Komisch in «Spiel ohne Grenzen» ist allenfalls noch der Kommentar von Jan Hiermeyer. Etwa wenn er verzückt ins Mikrofon schreit: «Wo löhnt die Maidli us Belgie ihres Wasser?» Komisch vielleicht ist auch noch, dass der Sportberichterstatter Hiermeyer nicht merkt, welch unспортliches Spiel mit der Auslosung der Wettkämpfer betrieben wird. Es führt dazu – um in einem Bild aus dem Sport zu reden –, dass der Zufall einem Preisboxer einen schmalbrüstigen Jüngling mit Muskelschwund als Rivalen zuweist.

Weshalb, so wäre zu fragen, finden sich immer wieder junge Menschen, die sich in sogenannten Städteteams zu Hampelmännern erniedrigen lassen? Ist es Ehrgeiz, ist es Nationalstolz? In der Bundesrepublik, so ist den Programmzeitschriften zu entnehmen, gibt es bereits Regional- und Vorausscheidungen. Die Mannschaften selber reisen mit erheblichem Anhang zu den Wettkampfstätten und lassen sich akustisch unterstützen. Um die Ehre, Spiele austragen zu dürfen, reisen sich kleinere und grössere Ortschaften. Sie investieren dann Riesensummen für die Organisation, stellen Stadien und Hotelunterkünfte zur Verfügung, veranstalten Umzüge und lassen ihre Gemeindepräsidenten grosse Reden über die völkerverbindende Wirkung der Spiele halten. Sie tun es nicht aus Überzeugung, sondern weil sie glauben, durch die Ausstrahlung des Anlasses aus ihrer Ortschaft über die Eurovision zu einem anderthalbstündigen Werbespot zu kommen. Was da vom Fernsehen noch immer als harmloses Spielchen zur guten und unbeschwerten Unterhaltung angepriesen wird, ist längst eine Sache des falschen Ehrgeizes, Fanatismus, fehlgeleiteten Nationalstolzes, aber auch fragwürdiger Interessen geworden. Urs Jaeggli

Vorvisionierungen beim Schweizer Fernsehen?

Die Herren vom Ressort, das befremdlicherweise «Theater» heisst, wurden nervös. Alle verlangten plötzlich vollständige Information. Eigentlich sollte ja nur den gefügigen Journalisten Gelegenheit gegeben werden, ein paar nette Zeilen zu einer netten Photo zu schreiben, diesmal über das Fernsehspiel «Familienobe» von Werner Schmidli und Joseph Scheidegger. Doch Schmidli, Schriftsteller in Basel, versicherte, seins sei kein nettes Stück, und sein Hauptdarsteller Ruedi Walter doppelte nach, es würde auf jeden Fall nichts Lustiges sein. Da war's um die Gemütlichkeit schon geschehen, und die Frage lag in der Luft, warum man denn so angestrengt sachkundig von etwas spreche, das die wenigsten Anwesenden gesehen hatten.

In Schmidlis vorerst verborgenem Stück beschliesst die Familie, ausnahmsweise nicht fernzusehen, weil Mutter Geburtstag hat. Man kommt plötzlich ins Reden, und Verdrängtes schwimmt obenauf. Ähnlich muss es Ressortchef Bernhard Enz ergangen sein. Unversehens redeten alle von dem, an dem bei «Pressekonferenzen» sonst zuverlässig vorbeigeredet wurde. In seiner Verzweiflung nahm Enz, mit der Würde eines grossen Verträsters, als unverbindliches Postulat entgegen, den Wunsch nicht nur der Journalisten, sondern auch der Autoren und Regisseure, man möchte gemeinsam Sendungen vorvisionieren und diskutieren. Es hiess, man werde sehen, was sich tun lasse.

Nur keine Kritiken am Sendetag

Vorvisionierungen waren für das Deutschschweizer Fernsehen bisher ein heikles Sujet, um das man sich herumdrückte, wie es gerade ging, in der Hoffnung, die Kontrahenten möchten nicht allzusehr insistieren und lästig werden. Man hielt die Presse, deren Neugierde fürs Fernsehen gefährlich zunahm, bei schmalen Kost, in der irrigen Annahme, sie würden sich schon ans Kurzfutter gewöhnen. Man zeigte ihr Lebensläufe, Resultate von Publikumswettbewerben und dergleichen Nebensachen an. Bloss für die Besichtigung der Fertigfabrikate verwies man sie auf die Sendetermine. Aber vielleicht hatte man an jenem Abend gerade keine Zeit, oder das deutsche Programm versprach mehr. Und fast sicher besass man keinen Farbempfänger.

Nicht dass Kritik gänzlich unerwünscht wäre oder die Fernsehleute ein Übermass an Publizität fürchteten. Doch argwöhnen sie, Besprechungen, die am Sendetag erscheinen, könnten die sakrosankten, lebenswichtigen Sehbeteiligungen und damit langfristig die Budgets ungünstig beeinflussen. Nicht nur «schlechte» Kritiken, wird vermutet, würden sich vererblich auswirken. «Gute», die eine Sendung etwa gar zum Kulturgut erhöhen, könnten die Freunde der guten Unterhaltung verschrecken. Das ZDF jedenfalls bot seine Produktionen der Pres-

se eine Zeitlang zur Vorvisionierung an, kam dann aber aus den genannten Gründen wieder davon ab.

Für eine qualifizierte Kritik

Beim Deutschschweizer Fernsehen, doch auch bei andern Sendern, sieht man also wieder einmal nicht weiter als bis zur eigenen Nasenspitze. Denn auf die Dauer würde dem Hause ein gelöstes, offenes Verhältnis zur Presse mehr nützen als der jetzige Dauerkampf. Es müsste die Fähigkeit einschliessen, auch einmal ein krasses Fehlurteil hinzunehmen. Durch die Klage des unbekanntesten Fernsehmannes über die böse Presse zieht sich immer dieses Leitmotiv die Kritik sei nicht qualifiziert. Dafür müssten doch erst die Voraussetzungen geschaffen werden, und das liegt nicht bei den Kritikern allein! Aber wer weiss, vielleicht liegt es auch in der Eigendynamik der bürokratisch verfassten Television, keinem dritten, schon gar nicht einer ungenügend kontrollierten Presse, zu erlauben, sich in die Kommunikation mit dem Publikum einzuschalten. Es sei denn, dieser dritte werbe für sie.

Pierre Lachat



«Schule der Frauen»

Ab Mitte Juni zeichnet das Schweizer Fernsehen im neuen TV-Studio Zürich-Seebach in Farbe die Oper «Die Schule der Frauen» von Rolf Liebermann (nach der gleichnamigen Komödie Molières) auf. Es singen und spielen Mitglieder der Schweizer Städteoper unter der Leitung von Armin Brunner. Regie führt Leo Nadelmann. Das Schweizer Fernsehen strahlt die Aufzeichnung Mitte Januar 1973 zum 350. Geburtstag Molières aus.



23. Juni, 22.50 Uhr, ZDF

Ludwig

Requiem für einen jungfräulichen König
von Hans Jürgen Syberberg

König Ludwig II. von Bayern: ein grosser Einsamer, Unverständener? Ein depressiver Typus mit Hang zum Grössenwahn? Ein Bankrotteur an der Spitze des Staates? Ein Opernimpresario oder einer der bedeutendsten Mäzene? Oder ist das schon eine mythologische Figur, ein «Märchenkönig», der sich den Historikern entzieht und in die Sage eingeht? Ei-

ne so schillernde Persönlichkeit reizt zu vielerlei Deutungen und entzieht sich zugleich durch ihren Facettenreichtum fast allen Deutungsversuchen: Streng analytisch ist diesem Ludwig nicht beizukommen. Für den Autor und Regisseur Hans Jürgen Syberberg ist Ludwig und seine Umwelt Legende geworden, Legende eines Lebens, die sich in vielen Stationen einer einzigen Nacht darzustellen scheint. Zeitgenössische Berichte, Ludwigs eigene Niederschriften, Originalphotos, Entwürfe für eine Vielzahl von Schlössern und die Bühnenbilder der von Ludwig geförderten Opern Wagners fügen sich zu Traumstationen einer Götterdämmerung, die für sich Authentizität beanspruchen und sich gleichwohl mit Szenen aus Karl Mays Ludwig-Roman und Wagners szenischen Einfällen decken.

27. Juni, 20.20 Uhr, DSF

Praktische Medizin

Aufzeichnung einer Reportage aus dem
Krankenhaus vom Roten Kreuz in Zürich-
Fluntern

Das Privatspital als Arbeitsort der selbstständig praktizierenden Ärzte hat die gleichen Alltagsprobleme wie jedes Spital. Problem Nummer eins ist für die meisten Spitäler der Mangel an Pflegepersonal, insbesondere Krankenschwestern. Wie man Krankenschwester wird, welche mannigfaltigen Aufgaben der ausgebildeten diplomierten Krankenschwester je nach Neigung harren, will die Aufzeichnung einer Reportage aus dem Krankenhaus vom Roten Kreuz in Zürich-Fluntern zeigen.

27. Juni, 22.50 Uhr, ZDF

«Die hab' ich satt...»

Biermann singt Biermann

An einem Tag des vergangenen Jahres besuchten Freunde aus dem Westen den in Ost-Berlin lebenden und dort geächtesten politischen Liedermacher und Balladensänger Wolf Biermann. Im illegalen Gepäck hatten sie Farbfilmkamera und Mikrofon. Zum erstenmal seit 1965, dem Jahr, in dem die DDR ihn für die Öffentlichkeit sperrte, konnte Biermann seine Lieder und Gedichte selbst vortragen. «Nun bin ich dreissig Jahre alt und hab' im Leben schwer bezahlt...» Biermann sagt, er habe die «Bilanzballade», die mit dieser Zeile beginnt, vor vier Jahren geschrieben – doch sie stimme immer noch. Wolf Biermann, dem im eigenen Land keiner zuhören darf, dessen Stücke dort nicht gespielt und dessen Gedichte dort nicht gedruckt werden dürfen, hat sich nicht unterkriegen lassen. Was in Ost-Berlin aufgezeichnet und in den Westen geschmuggelt wurde – Hetzlieder gegen den Krieg und Lobpreisung des Friedens,